

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1922**

174 (29.7.1922) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Neue Mars-Untersuchungen. Im August 1924 wird der Planet Mars in die größte Erdnähe kommen, die er seit 60 Jahren erreicht hat, und die Astronomen rüsten sich aus diesem Anlaß zu neuen Forschungen über die verschiedenen Probleme, die gerade mit ihm verknüpft sind und die noch keine befriedigende Lösung gefunden haben.

Eine verschwindende Menschengruppe. Die Ureinwohner Australiens verschwinden allmählich von der Weltkarte. Besonders in Neu-Süd-Wales ist es den heute heranwachsenden Kindern vorbehalten, das Ende des letzten Australierers und der letzten Australiererin zu erleben.

Witz und Humor

Die „neuen Reichen“. (Eine wahre Begebenheit.) In einer Feintosthandlung kauft eine Dame ein halbes Viertel Raviar. Der „neue Reiche“ verlangt daraufhin gleich ein ganzes Pfund. Raft glückselig verlassen die beiden das Geschäft, und der „neue Reiche“ wendet sich mit folgenden Worten an die Dame: „Guten Sie ä mal, Frau, wie wird'n das Zeug eentlich gelocht?“

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von West u. Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätfel

Wilder-Räfel



Buchstaben-Schere-Räfel

Bein

Besuchskarten-Räfel

Ed. S. Reifeisen

„Da hat mir ein Mann seine Besuchskarte abgegeben und mir auf die Frage, was er von Beruf sei, geantwortet, das ergebe sich schon aus seinem Namen, ich möchte nur die Buchstaben richtig durcheinandermischen und ein einziges neues Wort daraus bilden! Mein lieber Mann, ist das nicht seltsam?“

Räfel

Mich trägt der Diener, der Soldat, Und dünkt sich manchmal d'rob ein Held. Mit andern Kopf bin ich ein Kraut, Du findest mich in Wald und Feld; Und wieder andern Kopf gib mir, Dann schaff' ich eine Zeitung dir!

Auflösungen der Räfel in der Nummer der 29. Woche

- Zahlen-Räfel: Viberach — Antonius — Noberebs — Ottomar — Malaloff — Eyns — Trautentau — Elba — Ruffel — Barometer — Laubfrosch. Form-Räfel: Eau — Lid — Um — Vanille. Ausdrucks-Räfel: Schafal, Kaufmann, Mensch, Vater — Schauspieler. Räfel: Arion, Orion.

Wichtige Lösungen sandten ein: Nina Seifertmann, Luise Dufemet, Hedwig Martin, Franz Repple, Berka und Walter Schall, Willi und Hedwig Gröber, R. und J. Veth, Karlsruhe.

Der höchste moralische Zustand ist derjenige, in dem die Menschen sich als freie und Gleiche gegenübersehen, in dem die Grundfak: „Was du nicht willst, was man dir tu, das füg' auch keinem andern zu“, alle menschlichen Beziehungen beherrscht. August Bebel.

Die Wustfeste Zur Unterhaltung und Belehrung

30. Woche

Karlsruhe, den 29. Juli

1922

Heimkehr vom Feld

Der Tag ertrinkt im Sonnenbrand; Blutgrelle überlirrt das Land. Die Senje feiert. Der sie schwang Zieht dorthin heim auf schmalem Gang. Sein junges Weib folgt ihm. Umsonst Falmt ihr Haare Weizenblond.

Der Salonrod

Der hochgewachsene Mann, dem sein wohlgerundetes Büchlein viel Würde verlieh, fiel mir dadurch auf, daß, so oft ich ihn auch begegnete, auf seinem Anlaß immer der Ausdruck festlicher Stimmung lag. Und immer, so oft ich ihn auch sah, sah auf seinem Haupt ein glänzender Zylinder und immer blühte an seinem Hals eine schneeweiße Krawatte.

Da lächelte er voll Fröhlichkeit: „Das ist net schwer g'lagt! Ich bin immer so oft i mei weiß's Krawatt' ang'steet hab', Trauzenget! Weistand... Und wenn S' vielleicht heirat'n woll'n und an Weistand brauch'n — bitte, i steh gern zur Verfügung.“

„Alle vierzehn Tag? Herr, was S'ha net einfallt! Da schäb'n S' mei hochzeitliche Tätigkeit gar falsch ein! Nach meine halbjährig'n Aufzeichnungen bin i mindestens zwanzigmal wöchentlich als Trauzengete ang'fahrert!“

„S'hab' i's besonders eilig!“ rief er, schon im Weggehen begriffen, und sah dabei sehr heiter aus. „Ich glaub', d'r Durchschnitt is im Steig'n! Heut allan hab' i zwanzigmal a' tman! Burmittag und nachmittag!... Und wie g'lagt, i steh S'ha als Weistand gern zu Dienst'n!“

„A gute Idee!“ lächelte er. „Mir red'n no driiber! So jan natürlich eing'lad'n!“

„Mir wat wirr zumute. O Himmel! Fünfundzwanzigmal Trauzenget! Fünfundzwanzigmal feierlicher Weistand! Fünfundzwanzigmal Ehrengepons hochzeitlicher Luftkuffel! O, trieb denn der wunderliche Stau dieses Geschäff aus Sport? Aber nein, er war berriert, kein Zweifel! Schauerlich! Wie gebannt hingen meine verfürten Blicke an seiner in der Farbe der Unschuld leuchtenden Halsbinde. Er merkte nichts von meiner Verwirrung, war guter Dinge und fragte plötzlich, ob ich glücklicher Weise ficher eines Salonrodes sei. Nur langsam überwand ich meine Verwunderung über diese Frage und gab Auskunft: Ach ja, ich hätte wohl einmal ein feierlich Bratenrödelchen besessen. Aber es sei längst, den Geboten der Meiderzeugung erliegend, in ein unfeierliches Saffo umgewandelt worden.“

Da nahm der Fröhliche meinen Arm, setzte mich in Bewegung und schritt zu einem Geständnis. Es war die Geschichte eines Salonrods. Dieser Mann, er besaß wahrhaftig noch solch ein Kleidungsstück, ein glanzvolles Ueberbleibsel aus einer Zeit, in der sich das Menschenfind solch eine feiertägliche Herrlichkeit noch gönnen konnte, ohne in schlotternde Angst vor der auf etwa eine Viertelmillion lautenden Schneiderrechnung geraten zu müssen. Dieser Rod, der Salonrod meines lächelnden Begleiters, er war die Ursache seiner sieghaften Entwicklung zum berufsmäßigen Weistand. Er entknöpfte seinen Wintermantel und entblühte mir das seltene Stück, das lang, dunkel, feierlich an seiner würdigen Gestalt niederfloß.

„So is 'si!“ sagte er. „Klader mach'n net nur Leut', sondern aa Weistand! Ich bin, wie S' mi da an'schau'n, d'r eleganteste, schönste Weistand im Umkreis von aner Meil'n! Meiner Erfahrung nach is das zwanzig Stund' um mi rund-umabum d'r anzige Gehrod, der no lebt, der no net dran glaub'n hat müass'n! Herzert, wo jan die Bratenrödelin? Dahin! Dahin! Wo is der Glückliche, der sie no an' Gehrod leit'n kann? Ich und mei Salonrod, mir stengan allan auf weiler Flur. Herrrentgeg'n, mei lang's Wödel is be- rühmt im ganz'n Bezirk. Es gibt fast ka Hochzeit mehr ohne eah'n!“

Er schöpfte tief Atem, seine Hemdbreust ächzte. „Fig eini, drum hab' i aa Tag und Nacht ka Ruh', So können m'r's glaub'n! Sag'n S', was S' woll'n, aber wer auf sei Hochzeit was halt' i, der verlangt an Weistand mit an Salonrod! Ich steh immer da wie a klauer Herrgott! Um mi und um mein' Rod is a G'rick, net zum sag'n! Per'scht hat mei Verwandtschaft net heirat'n können, ohne daß mir zwanzig dabei war'n! Dann hab'n sie a Menge Bekannte azz uns kapriziert. Und seit vier Woch'n hab' i schon riesig mit d'r „fremden“ Kundtschaft a' tman! Alle Augen- blick wird a neuer Bräut'gam bei mir bittstellig. Mann's heut an Einbrecher einfall'n tät', mir mein' Salonrod a' steh'n, i glaub immer, die Leute, die auf uns zwanzig so viel halt'n, sie müass'n lebzig bleib'n!“

Er besah mit Genugthuung sein Haupt in einem Hand- spiegel.

„Der Beruf, Weistand a' sein, hat natürlich manches Gute, Herr! Ma ist sie an dabei! Ich nimm desweg'n aa von Tag zu Tag zua. Natürlich bin i vorichtig und schau m'r meine Leut' an, aber i hab' trotzdem schon manchmal wenig a' eff'n kriagt, daß i mei G'fälligkeit selber bereut hab'. Dabei muak i aa wieder drauf schau'n, daß i net a

viel in die Breit'n geh, sunst wird m'r, um Himmelstwill'n, mei Bestandsrequisit a' klan! Im Raiching, wo i riesig beschäftigt war, hab' i desweg'n eh schon a' Heidenangst aus-g'hand'n! I hab' schon dran denk't, a' Interat auf'geb'n; Schön gemachener Mann mit gut erhaltenem Salorrod empfielt sich als Bestand... Aber i hab' so a' Reflam' gar net notwendig. Und i kann nur sag'n: Geh hin und tua desgleich'n!

Ja, wer halt an Gehrod hält! I seufzte ich. Er aber trällerte: Wenn du noch einen Gehrod halt, Dann gehe froh und stolz einher Und nüt' ihn ohne Ruß' und Rast, Auch wenn er schon gewendet wär! Wenn du noch einen Gehrod hast, Dann halt ihn lieb und halt ihn wert — Als hochgeschätzter Hochzeitsgast Ist dir ein schönes Ros' beider! Er schloß mit einem fröhlichen Triller und ging von annen. Seine Jubiläumfeier mußte leider verschoben werden. Er und sein Bestandsrücklein waren nämlich an dem für die Feierlichkeit bestimmten Abend zum sechsundzwanzigstenmal beschäftigt.

Ein Jubiläum der drahtlosen Telegraphie

Von Dipl.-Ing. W. Pausen Es sind in diesen Tagen gerade 25 Jahre, daß Marconi im Golf von Spezia zwischen Land und Schiff über eine Entfernung von 12 Kilometern die ersten Telegramme auf drahtlosem Wege wechselte. Die Versuche, ohne Anwendung einer Drahtleitung Nachrichten zu übermitteln, liegen allerdings schon weiter zurück, sie beginnen schon etwa in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Schon im Jahre 1849 wurden Versuche unternommen, zwischen Frankreich und England durch elektrische Funkenbestimmte Zeichen auszutauschen. Im Jahre 1894 gelang eine Verbindung durch Wasser auf eine Entfernung von 4 Kilometern, ein Jahr später konnte man die Erde als Leiter und erzeugte eine Verbindung über 8 Kilometer. Die weiteren Versuche unternahm dann das Göttinger Genie E. D. S. O., ohne aber das Problem zu lösen. Seit Beginn, mittels elektrisch geleiteter, auf hohen Antennen angebrachter Platten Mittelungen auszutauschen, schlug gänzlich fehl. Auch andere Unternehmen unter Anwendung ultravioletter Strahlen hatten keinen Erfolg. Allein Marconi gebührt das Verdienst, diesen Versuch den Erfolg zu sichern.

Der Name Marconi's wird immer mit dieser Bedeutung und unwiderrücklichen Erfindung der neueren Zeit verbunden sein. Er lernte zunächst an den Versuchen seiner Vorgänger, studierte und probte aus und traf dann eine strenge Auswahl. In Bologna hörte er Vorlesungen über diese ersten Versuche und war dadurch so gefesselt, daß er auf dem Landgute seines Vaters selbst an die Lösung des Problems ging. Die Untersuchungen setzte er in England fort, bis er schließlich im Golf von Spezia mit seinen Arbeiten begann. Er stellte zwei symmetrisch angeordnete Stationen her und gab den Transformator bei, um die Abstimmung zu erreichen. So gelang es ihm, gegen Ende Juli die ersten Funkentelegramme zu übermitteln. Die ersten Meldungen von dieser Art fanden in der ganzen Welt ein nicht geringes Echo hervor. Denn das zu einer telegraphischen Übermittlung von Nachrichten eine Drahtleitung gehörte, das war bis dahin eine solche Selbstverständlichkeit, daß uns die gegenseitige Entdeckung ein Wunder erschien. Das Erlaunen war ungeheuer, aber auch bereits, war doch bisher auf allen Schulen und Hochschulen nichts anderes gelehrt und gelehrt worden, als daß zur Telegraphie der Draht gehört, etwas anderes war einfach nicht vorstellbar. Man erinnere sich nur, welche Aufsehen die uns zeitlich viel näher liegende erste Fahrt Zeppelins mit seinem leuchtenden Luftschiff hervorrief. Heute ist uns Beherrschung der Luft eine ebenbürtige Selbstverständlichkeit wie das Telegraphieren ohne Draht.

Nach dem ersten Gelingen blieb Marconi freilich nicht der alleinige Arbeiter auf diesem Gebiet, das zeigt schon die Reihe der Patente, die im Laufe der Jahre alle für die bessere Durchführung der drahtlosen Telegraphie erteilt wurden. Alle diese Patente wurden seit Juni 1903 von der einen in Berlin bestehenden „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ ausgenützt. Das Bestreben ging dahin, ein möglichst störungsfreies Arbeiten zu erreichen und die Übertragung über möglichst lange Strecken zu ermöglichen. Da die Apparate ge-

geben waren, galt jetzt alle Aufmerksamkeit den Antennen, die man, ohne doch bis ins Unermeßliche hoch zu bauen, doch für die weitesten Sendungen brauchbar machen wollte. Schon im Mai wurde die erste Station für Funkentelegraphie auf dem Reuchthum von Portum in Betrieb genommen. Die deutsche Marine baute mehrere Sociolographenstationen auf den Inseln in der Nordsee. Doch auch das alles nur noch Versuche waren, erst die Tatsache, daß es Marconi erst im Dezember 1901 gelungen war, allein den Buchstaben „S“ über den Ozean zu senden und erst am 21. Dezember 1902 gelang es ihm, ein ganzes richtiges Telegramm von England nach Kanada drahtlos zu übermitteln. Dennoch hatte in diesem Jahre die englische Marconi-Gesellschaft bereits 25 Stationen für drahtlose Telegraphie errichtet, 32 englische Regierungsschiffe und 80 andere Schiffe mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgestattet. Das sich sofort die Militärverwaltungen diese Erfindung nutzbar machten, versteht sich ja schließlich von selbst. Wichtig aber war die Erfindung für die Schifffahrt überhaupt, der es nun gegeben war, in ständiger Verbindung mit dem Lande zu bleiben. Die großen Ozeandampfer begannen sogar damit, ihren Passagieren täglich die drahtlos eingegangenen Meldungen in einer an Bord fertiggestellten Zeitung bekannt zu geben. Heute ist aber bereits jedes Seefahrzeug mit einer Station für drahtlose Telegraphie eingerichtet, was die Sicherheit für Gut und Leben bedeutend erhöht. Nach 25 Jahren nur können wir uns die Welt ohne drahtlose Telegraphie gar nicht mehr vorstellen.

Was uns heute noch an die Eiszeit im Schwarzwald erinnert

So viele Jahrelaufende und Jahrtausende auch an der Gestaltung unseres Schwarzwaldes gearbeitet haben, sein heutiges Aussehen hat er in der Hauptsache doch durch die Eiszeit erhalten, d. h. der Zeit, die dem Zeitalter der Vereisung durch die Kulturmenschen unmittelbar vorausgegangen ist. Das mag nun 50 000 Jahre her sein, vielleicht auch einige Jahre mehr oder weniger. Da ist es hier nicht anders als, als heute bilden in den Hochalpen. Die Schneegrenze lag zeitweilig in 1000—1200 Meter Meereshöhe. Gewaltige Eismassen lagen als Gletscher um die Berggipfel herum und streckten ihre eisigen Zungen die Hänge hinab. Und wie heute noch in den Alpen, so bewegten sich die Gletschermassen langsam abwärts, hobelten dabei weite Täler aus und führten den abgeschürften Boden und Sand, Kies und größeres und kleineres Geröll bis zum Schmelzstelle hin, wo sich mit der Zeit größere Mengen als Moränen sammelten.

Die breit ausgehobelten Gletscherläufer sind heute noch vor uns, wenn wir auf dem Feldberg stehen und — gleich in welcher Richtung — in die Landschaft hinuntersehen, und in all den Tälern dort haben wir auch auf die Spuren von Moränen, ganz besonders aber zwischen Neustadt und dem Felsberg. Bahnen- und Straßenstämme legen den Moränenstücken bloß, von einem großen Bärenstammes sind sie noch feiner zeitweiligen Ausdehnung, bald ganz borgen am Felsen, bald wieder als Talriegel am Felsfuß, vorgehoben und an der Schmelzlinie angehäuft hat.

Der Forscher und Kundige sieht noch in manchen anderen die Spuren der Vereisung; an Dingen, die weniger augenfällig sind und uns gewöhnlich entgehen. Er erkennt den Felsblock an der Gabel oder auf der Klippe, die er einst losgebrochen sein muß und hat so einen weiteren Zeugen. Denn nicht Menschenkraft vermochte den oft Hunderte von Zentnern wiegenden Block hierher zu schaffen, das kann nur auf dem Rücken eines Gletschers geschehen sein.

Im nördlichen Schwarzwald geben die Rare Zeugnisse aus jener Zeit. Es sind die gewöhnlich auf der Nordseite aus den höchsten Erhebungen herausgeschüttelten Kessel, oft mit einem See, gewöhnlich aber mit einem Moore auf dem Grunde. Lange konnte man sich diese Gebilde nicht erklären. Da erbrachte in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein englischer Mann den Beweis, daß man es hier mit eiszeitlichen Wirkungen zu tun hat. Die Klüfte, die damals schon in der Hauptsache aus südwestlicher Richtung wechten, setzten den Schnee über die höchsten Klüfte hin. Der Schnee häufte sich auf der Ost- und Nordseite, wo eben ein günstiger Winkel hinter einer hohen Spitze vorhanden war und verfestigte. So wuchs er auch noch dort zu einem mächtigsten aus, wo der Boden unter der Schneegrenze lag, also unter 1200 Meter Höhe. In dem stilleren Gang rutschte das Eis ziemlich schnell die Höhe hinunter und hobte in verhältnismäßig kurzer Zeit eine tiefe Einbuchtung aus. Der Moränenstamm aber legte sich vor den Kessel und sperrte ihn ab. Die Folge war, daß sich nach der Eiszeit darin Wasser hielt und die Mulde zum See wurde.

Bei vielen Stellen hat der abfließende Bach den Schuttkegel durchspenat, so daß der See ausgetreten ist. Das hat dann die

Moore gegeben, wie der Schwarzwald so viele aufweist. Torfmoose mit Sonnentau und Moorbieren haben sich angesiedelt und eine matschig-schwellige Decke gebildet, die zu bereiten niemand anrührt ist. Dann ist das Wollkraut gekommen mit den sauren Niedriggräsern und zuletzt der Fieberklee. Langsam gehen diese Moore in guten Wiesenboden über, und nicht selten sehen wir den Rand schon heute völlig fest geworden und mit Anrika und Birzputz bestanden.

Neben diesen im Gelände hinterlassenen Spuren gibt es noch manch andere, sichere Zeugen in der Tier- und Pflanzenwelt. Da wird uns der Sperlingskauz und die Kreuzotter genannt, Kletter- und Höhlenschnecke, Schmetterlingen und Käfer, Bärmer und Krebstiere und was dieser Dinge noch mehr sind. Als Zeugen jener Zeit, die von jedem leicht beobachtet werden können, gelten eine Reihe Pflanzen, zum Teil mit sehr schönen Blumen.

(Diese Schilderung entnahmen wir dem Führer für Naturfreunde: „Der Schwarzwald“, als Führer und zur Unterweisung herausgegeben von Frau Baden des Touristenvereins. „Die Naturfreunde“, herausg. von Karl Götter, Freiburg; zu beziehen zum Preise von 13. A. in unserer Volksbuchhandlung, Karlsruhe, Adlerstraße 16.)

Für unsere Frauen

Mahnung

Diese Rose pflegt ich hier, In der fremden Herne, Liebes Mädchen, dir, ach dir, Bräut' ich sie so gerne! Doch bis ich zu dir mag zieh'n Viele weite Meilen Ist die Rose längst dahin, Denn die Rosen eilen. Nie soll weiter ich ins Land Zieh von Liebe wegen, Als sich blühend in der Hand Käst die Rose tragen. Ober als die Nachigall Solche bringt zum Neste, Ober als ihr süßer Schall Wandert mit dem Wehe. Nikolaus Lenau.

Als der Großvater die Großmutter nahm

Volksständliche Lebensarten aus alten Liebern Die gute alte Zeit! Ihr gemüthlicher Frieden und ihre stille Behäbigkeit tritt uns aus nichts so unmittelbar entgegen, wie aus den alten Liedern, die einst das Entzücken der Menschen vor 100 und 150 Jahren gebildet haben und die Gustav Wurm im seinem müßerquältigen „Liederbuch für altmodische Leute“ gesammelt hat. Diese reizende Anthologie ist nun unter dem alten Titel „Als der Großvater die Großmutter nahm“ im Inselverlag von neuem erschienen, und zwar haben Anton Hippenberg und Friedrich Michael die Auswahl von neuem verbessert und charakteristischer gestaltet, haben in den Anmerkungen neues wissenschaftliches Material zusammengebracht. So steigt es denn wieder vor uns auf: das Bild jener verflungenen Welt. Da ist die Familie am Abendisch beim Kerzlicht versammelt, über den neuesten Almanach gebeugt oder um das Spinnet geschart, auf dessen Kull ein Kosenhüt mit Arion von Siller, Mozart und Weber aufgeschlagen liegt. Oder man sitzt draußen in der Geißblatlaube des sommerlichen Gartens, während die Abendglocken klingen und die Klur im Schilumeer liegt. Auf dem Rasenplatz vor dem Sitz der Alten singen die Kinder die alten Reime und Fabelverse. Der gute Nachbar kommt zu Besuch; der Bruder Studio weiß ein neues Lied von Liebe und Wein, und wenn es dunkel ist, dann küßt man sich nach Nachhausegehen und singt wohl die Verse: „Lieber Nachbar, ach borgt mir doch eure Latern, es ist ja so finster und scheint nicht ein Stern.“ Aus diesen längst verwichenen Liebern lebt noch mehr in unserer alltäglichen Sprache als wir selbst ahnen. Beim Durchlättern des Buches stößt man immer wieder auf noch heute gebräuchliche Redensarten, deren Quelle hier vor uns liegt. Darin seien einige Beispiele angeführt. Gleich der Titel „Als der Großvater die Großmutter nahm“ ist dem 1818 gedichteten „Großvaterlied“ von Langen entnommen, dessen Gedichters die Hoffnung auf Verdringung dem Franzosenjoch angeht und auch heute wieder nicht unzeitgemäß ist:

Als der Großvater die Großmutter nahm, Da rief noch der Vaterlandsfreund nicht vor Gram, O gäbe den Deutschen ein helbes Gesicht Die glücklichen Großvaterzeiten zurück! Gar manches Sprichwort stammt aus den lehrreichen Liedern für die Kinder, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts beliebt wurden. So hat Gottlob Wilhelm Wurmman in seinen 1777 erschienenen „Reinen Liedern für kleine Jünglinge“ die Verse geprägt:

Arbeit macht das Leben süß, Macht es nie zur Last; Der nur hat Bekümmernis, Der die Arbeit haßt. Der Fabeldichter Lichtwer erzählt von den Raken, denen der Hausherr nachsprang, wobei er alles umficht und sich „amo Reichen Zähne“ gerächt, und schlägt mit den Worten: „Blinder Eifer schadet nur.“ Der bekannte Kinderliederdichter Weize beginnt sein Gedicht „Der Aufschub“ mit den Worten: „Morgen, morgen, nur nicht heute, Sprechen immer träge Leute.“ Und Philipp Julius Lieberkühn berichtet: „Dass war im Kinderode schon ein ungezogener Knabe“; deshalb ging es ihm stets schlecht: „Denn, Freunde, wie man's treibt, so geht's! Merkt auch die weise Kehre.“ An solchen Versprüngen und Fabelversen, wie „Dauert nie ein Tier aus Scherz“, „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht“, wie Summe:

Wo man singet, laß dich ruhig nieder, Ohne Furcht, was man im Lande glaubt; Wo man singet, wird man nicht herandt; Wofschlechter haben keine Lieder. Müßler beginnt sein Trinklied mit den Worten: „Der Wein errettet des Menschen Herz“, und Kocke hat fängt sein „Gesellschaftslied“ im „Freimüthigen“ mit den Worten an: „Es kann ja nicht immer so bleiben, Hier unter dem wechselnden Mond.“ Unbekannt sind noch heute die Gedichtanfänge „Hilf's; Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen“ und „Neb' immer Treu und Redlichkeit, Bis an dein kühles Grab.“ Und zum Volkslied geworden ist auch des tränenreichen Müller Gedicht: „Was frag ich viel nach Geld und Gut, Wenn ich nur zufrieden bin! Unter den Versen, die zu Lebensarten geworden sind, seien erwähnt: „Das Unvermeidliche mit Würde tragen“ entnommen dem 1811 gedichteten Denkpruch von Karl Streckfuß. „Getheilte Freude ist doppelte Freude“ ist von Liebig, der singt: Sei hochbeseigt oder leide, Das Herz bedarf ein zweites Herz; Geteilte Freud' ist doppelte Freude, Getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Sprichwörtlich ist auch Gellert's Gedicht von dem Kreis geworden, dessen ruhmvolles Lebenslauf er in die Worte faßt: „Er ward geboren, er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Karl Wilhelm Ramler erzählt von dem Junter und dem Bauern, daß der letztere zunächst mit der Meldung auftritt: „Mein Hund hat eure Kuh gebissen“, und als der Junter 30 Taler fordert, kommt er damit heraus: „Nein, euer Hund biß meine Kuh.“ Und wie hieß nun das Urteil Alexanders? Ja, Bauerl Das ist ganz was anders.“

Lebensweisheiten

Das Leben gleicht einem Bude: Loren durchblättern es flüchtig, der Weife liest es mit Bedacht, weil er weiß, daß er es nur einmal lesen kann.

Wenn auch die Freude eilig ist, so geht doch vor ihr eine lange Hoffnung her und ihr folgt eine lange Erinnerung nach.

Unter den Menschen und Aepfeln sind nicht die glatten am besten, sondern die rauhen mit einigen Wargen. Die Macht kann nicht milde genug aussehen.

Die Menschen solle sich einander bei den Händen fassen und nicht nur gut sein, sondern auch froh. Die Freude ist der Sommer, der die innern Früchte färbt und schmilzt. Jean Paul.